

westtext

KÖLNER STIMMEN

Nº 02



EDITORIAL

Liebe Leserin! Lieber Leser!

»rund um den Dom und in weiter Ferne«, so schrieben wir im Editorial der ersten Ausgabe von Westtext im Mai 2016, wollten wir nach guten, nach wunderbaren Texten Ausschau halten. Und weil Westtext N° 1 bei den Leser*innen sehr gut ankam, haben wir weiter geschaut und wieder genau hingesehen: diesmal bei Autor*innen, die nicht in Deutschland geboren wurden, sondern aus anderen Weltgegenden nach Köln bzw. nach NRW gekommen sind. Es sind Autor*innen, von denen manche im eigenen Land von repressiven Systemen bedrängt und auch bedroht wurden. Sie alle verbindet die Erfahrung, fremd an einem neuen Ort zu sein. Diese Fremdheit findet sich auf die eine oder andere Weise in den hier versammelten Texten wieder.

Ein Ort, an dem sich Schreibende in Köln über die Erfahrung der Fremdheit, der Bedrängnis und der Migration – aber sicherlich auch des Ankommens – austauschen können, ist das Café fremdwOrte im Literaturhaus. Einmal im Monat kann man dort seit Oktober 2015 über Texte – die eigenen oder die anderer Autor*innen – und über den hiesigen Literatur-

betrieb mit anderen Schreibenden sprechen. Auch diesseits und jenseits dieses Treffpunkts wird selbstverständlich geschrieben und publiziert. Und weil das Erzählen nicht nur in Form von Schrift geschieht, werden die Texte wieder von einer Fotostrecke begleitet.

Die weite Welt der Literatur aus der Feder der Zugezogenen, von denen manche bereits seit Jahrzehnten, andere erst seit kurzer Zeit in Deutschland leben. Machen Sie Ihre eigenen Leseerfahrungen!

Und wieder ist Westtext eine Kooperation: StadtRevue und Literaturhaus haben mit dem Café fremdwOrte gemeinsame Sache gemacht. Und so danken wir auch gemeinsam denjenigen, die diese Ausgabe ermöglicht haben: der Aktion Neue Nachbarn, dem Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen und – wie in der letzten Ausgabe – Japan Tobacco International.

Die Suche geht weiter – aber Sie können hier erst einmal neue Prosa und Lyrik kennenlernen. Am 25. Januar stellen wir Westtext N° 2 und seine Autor*innen im Literaturhaus Köln vor.

Ihre

Literaturhaus Köln, Café fremdwOrte, StadtRevue

IMPRESSUM

Redaktion/Hrsg.: Dr. Roberto Di Bella (Café fremdwOrte), Bettina Fischer (Literaturhaus Köln), Tilman Strasser (Literaturhaus Köln), Christian Werthschulte (StadtRevue)

Projektleitung: Gabriele Micke, StadtRevue

Autoren dieser Ausgabe: Marwan Ali, Mahmudul Haque Munshi, Mohammad Matroud, Jovan Nikolić, Leocadie Uyisenga, Mona Yahia

Fotos: Ikhlas Abbis

Grafik: Claudia Faber, StadtRevue

Porträtfotos: Marwan Ali: Roberto Di Bella, Mohammad Matroud: Larissa Bender, Leocadie Uyisenga: Juan Pablo de la Fuente Camarero, alle weiteren Porträtfotos: privat

01/2017, 1. Auflage

MIT FREUNDLICHER UNTERSTÜTZUNG VON:



Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen



Die Oberbürgermeisterin
Kulturamt



MAHMUDUL HAQUE MUNSHI



geboren 1987, ist ein säkularer Blogger und Onlineaktivist aus Bangladesch. 2013 rief er mit einem Facebook-Post die sogenannte »Shahbag-Bewegung« ins Leben, die ein Verbot religiöser Parteien forderte. Fünf seiner Ko-Blogger wurden von Islamisten getötet oder erhielten Todesdrohungen. Von Januar bis September 2016 war er Stipendiat des Heinrich-Böll-Hauses in Langenbroich. Der hier vorgelegte Text ist das erste Kapitel eines autobiografischen Schreibprojekts, in dem er seine Eindrücke seit der Ausreise mit seiner Frau nach Deutschland festhält. Einzelne Kapitel daraus veröffentlicht der Autor in bengalischer Sprache laufend auf seinem Blog shopnokothok.com, was ihm in seiner Heimat zahlreiche Hasskommentare einbringt.

EXODUS

Nur noch wenig war zu packen. Rupali war schweigsam bei der Arbeit und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Die vergangenen vier Jahre hatte sie alles organisiert und ein unwirtliches Apartment in ein kleines Zuhause verwandelt. Jetzt sollte sie zwei Koffer mit höchstens je 23 Kilo Gewicht packen und konnte sich nicht entscheiden, was mitzunehmen und was dazulassen war.

Als wir heirateten, hatte ich nichts als ein gebrauchtes Bett, das 1800 Taka (etwa 20 US-Dollar) gekostet hatte. Zu diesem Bett hatte der Verkäufer mich erst überreden müssen. Er hatte betont, es sei aus solidem Holz. Wenn innerhalb der nächsten fünf Jahre irgendetwas an dem Bett kaputt ginge, würde er mir den gesamten Kaufpreis erstatten. Und ich hatte das Bett länger als fünf Jahre benutzt. Mittlerweile aber fiel es auseinander.

Wir hatten keine unserer Familien über unsere Hochzeit informiert, daher hatte es auch keine Hochzeitsgaben gegeben. Bett, Stuhl und Tisch waren nicht mehr zu gebrauchen. Wir mussten uns also einiges an Möbeln zulegen. Das erste, was wir kauften, war ein Fliegenschrank. Ich hatte nach etwas Billigem Ausschau gehalten, so zwischen 1000 und 1500 Taka. Doch Rupali bestand auf etwas Teurerem. Am Ende entschieden wir uns für einen verstellbaren chinesischen Fliegenschrank. Der Preis lag bei etwa 4000 Taka oder 50 US-Dollar.

Allmählich wurde meine Wohnung zu unserem gemeinsamen Nest. Ich erinnere mich, dass ich jedes Mal, wenn wir etwas Neues erwarben, zu Rupali sagte: »Wer weiß, dafür müssen wir nun einen Monat lang hungern.« Und jedes Mal versicherte sie mir, wir würden schon zurechtkommen.

Ich erinnere mich noch, dass ich während meiner Studienzeit, als ich noch unverheiratet war, zu Beginn eines jeden Monats zu viel ausgab und dann die letzten drei, vier Tage nicht einmal mehr Geld für Lebensmittel hatte. Nach unserer Hochzeit jedoch stellte sich nie wieder eine derartige Krise ein. Selbst als mein Geschäftspartner mit all unseren Einkünften verschwand, war ich nie ohne Mahlzeiten. Mag sein, dass wir von getrocknetem Fisch oder ähnlichem leben mussten, doch immer war etwas zu essen auf dem Tisch.

Mein Leben war ein ständiger Kampf. Alles was unsere Bleibe betraf, bewies, dass wir unserem Traum näher kamen. Aber nie hätte ich geglaubt, wie emotional mich die toten, billigen Dinge, die ich für unser Zuhause erworben hatte, beim Abschied berührten. Es war sogar schwer, die Wasserflasche zurückzulassen, die ich gekauft hatte. Alles war ein so wichtiger Teil unseres Lebens gewesen.

Nachdem wir alles gepackt hatten, nahm mein Vater die Koffer zum Wiegen mit in ein Geschäft in der Nähe. Niemand wollte das Risiko eingehen, dass man mich draußen erkennen würde. Vielleicht warteten dort die Extremisten auf mich. Nach

dem Wiegen stellte sich heraus, dass ein Koffer 1,5 Kilo, der andere 3 Kilo Übergewicht hatte. Wir konnten uns nicht entscheiden, was wir zurücklassen wollten.

»Warum hast Du die Saris eingepackt? Glaubst du, du kannst sie drüben in dem kalten Wetter tragen?«, schalt ich Rupali. Mit unglücklichem Gesicht packte sie ihren Hochzeits-sari wieder aus. »Was noch?«, fragte sie. Ich erwiderte, es sei sinnlos, meine guten Schuhe und die Sandalen mitzunehmen. Nachdem auch diese Sachen ausgepackt waren, hatten die Koffer immer noch Übergewicht.

Frustriert rief ich Yousuf an, einen Bloggerfreund, der am Flughafen in einer hohen Position arbeitete. Er versicherte, dass ein wenig Übergewicht in Ordnung sei. Er würde mit seinen Vorgesetzten reden. Die Rucksacksituation war noch schwieriger. Rupali konnte ihren kaum heben. Jedes Mal, wenn ich ihr sagte, dass etwas nicht unbedingt mitgenommen werden musste, brach es mir insgeheim das Herz.

Einer meiner Onkel schickte einen Minibus für unsere Fahrt zum Flughafen. Darin war nicht genug Platz für uns alle. Deshalb nahmen meine Eltern eine Auto-Rikscha. Der Minibus verließ das Haus, und ich wagte einen letzten Blick durch das Fenster auf mein geliebtes Heimatland.

Rupalis Vettern und Kusinen warteten am Eingang zum Flughafen und versuchten, uns eine Botschaft zuzurufen. Hören konnten wir nichts. Aus anderen Wagen stiegen Menschen aus und uns wurde klar, dass die Behörden aufgrund der politischen Lage nur Fluggäste ins Gebäude hinein ließen. Alle anderen mussten aussteigen. Der Wagen hinter uns drängte uns, schneller zu fahren. Der Fahrer hupte wie verrückt. Und ich: »Lasst mich raus!« »Wartet!« »Mutter und Vater stehen im Stau!« Es war unmöglich.

Alle außer Rupali und mir mussten aussteigen und der Minibus brachte uns an den Abflug. Ich rief meinen Vater an. Er fragte hilflos: »Seid ihr drinnen?« Ich konnte nur antworten: »Wir haben Dir und Mutter nicht auf Wiedersehen sagen können.«

Ich weinte wie ein kleines Kind. Rupali hielt mich fest und versuchte, ihre eigenen Emotionen zu unterdrücken. Ich fühlte, dass mein Vater ebenfalls unter Tränen sprach. Es schien niemanden groß zu berühren. Ein alltägliches Geschehen am Flughafen.

Danach gingen wir sofort in Yousufs Büro im Inneren des Flughafens. Er verstand unsere emotionale Situation und bot uns Tee an. Er meinte, da wir nach Deutschland reisten, kämen wir wahrscheinlich nicht mehr zurück. Auf diese indirekte Frage wusste ich keine Antwort.

Plötzlich wurde mir klar, dass es schon halb neun war. Unser Flug sollte um Viertel vor neun starten. Rupali und ich wollten einchecken und Yousuf bat einen seiner Angestellten, uns zu begleiten. Ich hatte Sorge, wie viel unser Gepäck wiegen würde. Aber unsere Koffer kamen nur auf 21 bzw. 22,5 Kilo. Ich hätte denjenigen verfluchen können, der die Koffer zu Hause gewogen hatte. Wir hätten doch noch einiges mitnehmen können.

Wir gingen zurück zu Yousufs Büro, nachdem wir unsere Bordkarte abgeholt hatten. Was Yousuf als Nächstes erwähnte, machte mich beklommen. Jeder Bürger Bangladeschs ist aufgrund der Bestimmungen über ausländische Währungen angewiesen, auch den letzten mitgeführten Cent in seinem Pass eintragen zu lassen. Von diesem Gesetz hatte ich noch nie gehört. Und wir hatten nicht alle eingetauschten Euros registrieren lassen. Mir wurde angst und bange. Wir hatten Glück, die Einwanderungspolizei fragte nicht viel. Mittlerweile war der letzte Aufruf an alle Etihad-Passagiere ergangen. Wir rannten buchstäblich von Ort zu Ort. Nach dem letzten Check kam ein Sicherheitsbeamter und nahm mir meine Wasserflasche ab. Darüber regte ich mich nun wirklich auf. Klimaanlage machen mich immer durstig.

Endlich an Bord sahen wir, dass eine alte Oma auf unserem Platz saß. »Wohin fliegen Sie?« fragte ich sie. Sie antwortete in einem Dialekt, den ich nicht verstand. Was ich zu verstehen glaubte, war, dass sie in die USA wollte. Ich sagte ihr, sie sitze

auf unserem Platz und fragte, wo ihrer sei. Wieder sprach sie Dialekt. Ich rief nach der Stewardess. Noch entgleisener als wir sah sie die Oma an und verstand ebenfalls nichts. Wir fragten die alte Dame nach ihrem Flugticket. Ihr eigentlicher Sitzplatz war zwölf Reihen hinter unserem. Inzwischen war der Enkel der alten Frau gekommen und entschuldigte sich. Er bat uns, ihr den Sitz am Gang zu überlassen und in Fensternähe Platz zu nehmen. Am Ende ließ uns die Oma recht widerwillig zu den fensternahen Plätzen durch.

Als das Flugzeug an Geschwindigkeit und Höhe gewann, fühlte ich mich leer. Würde die Nabelschnur zu meinem Land für immer getrennt bleiben? Ich wusste es nicht. Alle Kämpfe, alle Opfer aus Liebe zu unserem Land waren umsonst gewesen. Mir war klar, ich war nicht der Erste, der von dort hatte fliehen müssen. Unser Land lag unter dem Schatten einer gefährlichen schwarzen Wolke.

Nach einer halben Stunde wurde das Essen serviert. Es schmeckte gut. Ich bestellte Wasser und Weißwein zum Hauptgang. Meine Nerven waren angespannt. Dazu kam, dass die Oma sehr viel Gepäck in die Ablage über unseren Sitzen gestopft hatte. So war mir nichts anderes übriggeblieben, als unsere Rucksäcke in der Ablage einige Reihen hinter uns unterzubringen. Unser ganzes Geld war darin. Ich drehte mich ständig um, aus Sorge um unser Gepäck.

Endlich wurde das Licht gedimmt, so dass die Passagiere schlafen konnten. Ich bin kein guter Schläfer und versuchte, einen Film anzuschauen. Doch mir fehlte die Konzentration. Ich schaltete den Kanal mit Cartoons ein. Rupali hatte lange geweint, war entsprechend müde und schlief fest, ihren Kopf an meine Schulter gelehnt.

Als wir uns Abu Dhabi näherten, gingen die Lichter wieder an. Durchsagen waren zu hören und die Signale zum Anschlüssen leuchteten wieder auf. Die Stewardessen sammelten Kopfhörer und Decken ein.

Unser Zwischenaufenthalt in Abu Dhabi sollte nur 45 Minuten dauern und wir waren aufgeregt, ob wir unseren

Anschluss erreichen würden. Der Flughafen von Abu Dhabi war, wie man uns gesagt hatte, riesig. Unsere Bordkarten für den Weiterflug hatten wir in Dhaka eingesammelt und hatten daher die notwendigen Informationen über Terminal und Gate. Dennoch wurden wir immer nervöser.

Abu Dhabi war wirklich riesig. Die Aufzüge halfen, doch wir hatten das Gefühl meilenweit zu laufen. Als wir endlich unseren Abflugschalter erreichten, fanden wir uns am Ende einer langen Schlange wieder. Die meisten Passagiere waren Deutsche oder andere Europäer. Kurze Zeit später wurde ein weiterer Zugang geöffnet, zu dem wir eilig hinüberliefen, einige andere Passagiere kamen nach.

Als die Formalitäten hinter uns lagen, mussten wir einen Bus besteigen, der bis zum Flugzeug 15 Minuten brauchte. Diesmal konnten wir im Flugzeug leider nicht beieinander sitzen. Ich dachte daran, jemanden um einen Platzwechsel zu bitten, entschied mich dann aber dagegen. So saßen wir getrennt. Ich hatte Schwierigkeiten, mein Gepäck in die Klappe über dem Sitz zu heben. Ein deutscher Gentleman half mir. Es war eine nette Geste des Willkommens in Deutschland.

Weil ich während des vergangenen Flugs überhaupt keinen Schlaf bekommen hatte, schlief ich sofort ein. Nach einer Weile gab es zu essen und da ich sehr hungrig war, schlang ich das Essen hinunter. Danach schlief ich für Stunden. Als ich aufwachte war es fast Morgen und das Frühstück wurde serviert. Man gab uns ein nasses Tuch, mit dem ich lange nichts anzufangen wusste. Später ging mir auf, dass ich damit Gesicht und Hände abwischen sollte. Ich hatte etwas Neues gelernt!

Der Flug aus Abu Dhabi hatte bei Ankunft in Berlin 20 Minuten Verspätung gehabt und unser Anschluss sollte bereits 30 Minuten später starten. Nach den Einwanderungsformalitäten blieben uns nur fünf Minuten und wir mussten in das Gebäude nebenan. Rupali und ich rannten mit unserem Gepäck. Wir zitterten vor Kälte. In Bangladesch waren es 37 Grad Celsius gewesen und in Deutschland waren es zwölf.



Als wir den Schalter zum Einchecken erreichten, schwitzten wir vor Aufregung. Als die Mitarbeiter dann unsere Flugscheine sahen, teilten sie uns mit, das Flugzeug sei bereits abgeflogen.

Ich wusste nicht mehr weiter. Auch hatte ich keine deutsche SIM-Karte und litt unter scheußlichem Jetlag. Irgendwer riet uns, die Fluglinie über unsere Situation zu informieren. In 25 Minuten gebe es einen anderen Flug.

Wir rannten zum Schalter der Fluglinie. Rupali fiel fast zu Boden mit ihrem schweren Gepäck. Wir versuchten, den hübschen Damen hinter dem Schalter unsere Lage zu erklären. Leider sprach keine von ihnen gut Englisch. Als wir aber unsere Tickets zeigten, erkannten sie unser Problem und druckten uns zwei neue für den nächsten Flug. Die Abfertigung lag 200 Meter vom Flugschalter entfernt. Wir reihten uns in die Schlange ein. Weil ich so durstig war, kaufte ich eine Flasche Wasser für 3,75 Euro. Das erste Mal, dass ich 350 Taka für einen halben Liter Wasser ausgegeben hatte.

Wieder wanderten Gürtel, Jacken und Schuhe in die Körbe. Ehrlich gesagt wurde ich langsam unwirsch. Dann stiegen wir endlich ins Flugzeug. Ich wusste, dass an unserem Ziel Raja, Snigdha und Sigrun, die Koordinatorin der Organisation, von der ich ein Stipendium erhalten sollte, angespannt auf uns warten mussten.

Am Förderband warteten wir auf unser Gepäck. Alle anderen erhielten ihres, nur unseres blieb verschwunden. In dem Moment wusste ich nicht, ob unser Gepäck verloren gegangen war oder nicht. Vor dem Einpacken hatte ich Rupali gesagt, sie solle sicher gehen, dass wir in beiden Koffern etwas zum Anziehen und andere tägliche Notwendigkeiten hätten. Als wir am Fundbüro unseren Verlust anmelden wollten, sahen wir nur einen unserer Koffer. Also füllten wir das entsprechende Formular aus. Als der Beamte uns nach der Adresse fragte, an die der Koffer geschickt werden sollte, wenn er wieder auftauchte, sagte ich ihm, ich würde anrufen und ihm die Adresse durchgeben.

Raja wartete am Ausgang auf uns. Nachdem wir den Flughafen verlassen hatten, stieg ich in seinen BMW, während Rupali sich entschied, mit Snigdha in Sigruns Wagen zu fahren.

Der Wagen fuhr über die Autobahn. Alles war braun geworden in der Novemberkälte. Ein leichter Nebel ließ alles surrealistisch wirken.

Im Auto war es recht warm und doch zitterte ich. Nicht vor Kälte, sondern vor Trauer. Ich hatte mich von Zuhause verabschieden müssen. Raja sagte irgendwas. Ich wischte nur heimlich meine Tränen ab.

In dem Augenblick fuhr ein Leichenwagen an uns vorüber. Und mir wurde bewusst, dass ich dem Tod vorläufig entkommen war.



Übertragen aus dem Bengali ins Englische von Arnab Goswami und aus dem Englischen von Karin Clark.

Arnab Goswami wurde 1987 in Bangladesch geboren. Er ist Blogger, ehemaliger Journalist und war als Diplomkaufmann in unterschiedlichen Bereichen tätig. Wie sein Freund Mahmudul engagiert er sich für ein säkulares Bangladesch und den Schutz der Rechte von Minderheiten im mehrheitlich muslimischen Land. Wegen seines Einsatzes gegen Fundamentalismus und Extremismus wurde auch er in den letzten Jahren zur Zielscheibe islamistischer Gruppen. Aus Angst vor weiteren Repressalien hat er im Oktober 2016 das Land verlassen und lebt nun im Exil in Deutschland. Arnab Goswami bloggt auf arnabgoswami.com.

Karin Clark, am Niederrhein aufgewachsen. Übersetzerdiplom der Uni Heidelberg; MA und PhD (Germanistik) der University of Cincinnati/Ohio. Autorin, Übersetzerin. Nach 25 Jahren Aufenthalt in den USA und England seit 1990 in Köln. Arbeitet für verfolgte und exilierte Schriftsteller*innen für den deutschen PEN, PEN International (London) und das Heinrich-Böll-Haus in Langenbroich.

MARWAN ALI



Marwan Ali wurde 1968 im Dorf Karsour am Rande der Stadt Qamischli (Syrien) geboren. Er ging 1996 ins Exil in die Niederlande und lebt heute in Essen. Seine Gedichte und Essays erscheinen seit den 1990er Jahren in renommierten arabischen Zeitungen und Zeitschriften. Es liegen zudem Übersetzungen in zahlreiche europäische Sprachen sowie ins Kurdische, Persische und Türkische vor. Auf Arabisch erschienen sind bislang die Lyrikbände »Das Wasser von Gestern« (2009) und »Seltsam, es steht nichts über dich auf Wikileaks« (2014). Im kommenden Jahr erscheint die Sammlung »Der Himmel über Damaskus« (2017). Eine Autobiographie mit dem Titel »Das Vogelauge« ist in Vorbereitung.

GEDICHT

Jedes Gedicht, das nicht von dir handelt,
hat keinen Platz
in meinem neuen Band verdient.
Seltsam, es steht nichts über dich auf WikiLeaks
– wirklich nicht?

JAHRESZEIT

Wie konnte es ohne dich Frühling werden?
Selbst die Jahreszeiten haben heute keine Scham mehr.

Die hier vorgestellten Gedichte von Marwan Ali wurden nach der englischen bzw. französischen Fassung in Zusammenarbeit mit dem Autor von Roberto Di Bella übersetzt. Beratung und Lektorat durch Christine Battermann, literarische Übersetzerin aus dem Arabischen in Köln.

Roberto Di Bella arbeitet als Kulturvermittler, Dozent und Übersetzer in Köln. 2006–2011 war er DAAD-Lektor an der Universität Toulouse (FR) und wurde 2011 mit einer Arbeit über Rolf Dieter Brinkmann an der Universität zu Köln promoviert. Er ist Initiator und Leiter des Interkulturellen Autorencafés fremdwOrte (fremdwOrte-autorencafe.de).



wurde 1954 in Bagdad geboren. 1970 floh sie mit ihrer Familie aus dem Irak und immigrierte nach Israel. Nach ihrem Militärdienst studierte sie Klinische Psychologie in Tel Aviv, anschließend Freie Kunst in Kassel. Seit 1997 lebt sie in Köln. Ihr erster Roman »When the Grey Beetles Took over Baghdad«, erhielt 2001 den »Wingate Jewish Quarterly Prize« und erschien 2002 mit dem Titel »Durch Bagdad fließt ein dunkler Strom« auf Deutsch. Zur Zeit arbeitet sie u.a. an einer Familientetralogie mit dem Arbeitstitel »Staatenlos«, die im Nahen Osten angesiedelt ist und von vier Generationen einer jüdischen Familie im 20. Jahrhundert erzählt.

»DIE ERSTE SOLDATIN IN DER FAMILIE« (Auszug)

Leila schließt leise die Tür und tastet sich im Dunkeln zum Tisch in der Mitte der Stube vor. Mit Rücksicht auf Ariella macht sie kein Licht an. Sie zieht den Anorak aus, setzt sich auf einen Stuhl und schnürt die Stiefel auf. Sie braucht ein paar Sekunden, um die ungewöhnliche Stille um sie herum wahrzunehmen: Ariellas Atem fehlt. Sie reckt den Hals in Richtung Ariellas Bett. Es scheint flach und akkurat gemacht zu sein, fast wie für eine Inspektion. Leila springt auf und knipst das Licht an. Ihr stockt der Atem. Wo ist Ariella? Herrscht heute Abend etwa das Motto »make love, not war« ... oder vielmehr: Liebe v o r dem Krieg? Leilas Blick wandert über die Schnappschüsse am Spind ihrer Mitbewohnerin: Lior und Ariella, d a s Vorzeigepaar in Sachen Liebe, Jugend und Glück. Schon seit ihrer Schulzeit sind die beiden zusammen und können es kaum erwarten, zu heiraten – sobald sie ihren Militärdienst hinter sich haben. Auf dem Tisch liegt Ariellas Päckchen, daneben das zerrissene braune Packpapier und ein Zettel, auf dem steht, Leila möge sich bedienen. Nicht ein Wort darüber, wo sie die Nacht verbringt. Ganz offensichtlich nicht mit einem Buch in ihrem Bett, wie sie am frühen Abend sagte. Hat sie etwa mit Lior Schluss gemacht? Oder nur einen One-Night-Stand ... um die Spannung der endlosen Warterei loszuwerden? Leila stöbert in Ariellas Päckchen, ohne etwas Bestimmtes darin zu suchen; vielleicht das Gefühl irgendeines »Zuhause« ... Selbstgebackener Bienenstich, Schokoriegel, ein Glas Kibbuz-Honig, Tüten mit Plätzchen, Erdnüssen, Bonbons, Sonnenblumenkernen. Arme Ariella. Die sieben Kilos, die sie seit ihrer Einberufung zugenommen hat, hindern ihre Mutter offenbar nicht daran, ihr weiterhin Süßigkeiten und Fetthaltiges zu schicken. Das kommt von ihrer Zeit im Lager, erklärte Ariella einmal mit einem Hauch von Verzweiflung. Leila kramt weiter – zwischen eingerollten Socken, frischer Wäsche, Zigarettenpäckchen, einer Dose Nescafé, einer Pillenpackung. Anti-Baby-Pillen! Ein Hoch auf Ariellas Mutter, Lager hin, Lager her! I h r e Mutter fiele in Ohnmacht, wenn sie erführe, dass ihre Tochter die Pille nimmt. Unten, auf dem Boden, wölbt sich ein altes Lederportemonnaie mit genügend Telefonmünzen, um stundenlang mit dem Nordpol zu telefonieren.

Sie darf nicht vergessen, morgen früh als Erstes Rebekka anzurufen, um ihr zu sagen, dass der Urlaub gestrichen wurde und sie nicht nach Hause kommt. »Schon wieder in Alarmbereitschaft, Liebes – Wache halten über das Land?« wird ihre Großmutter, halb stolz, halb ironisch fragen, ohne ernsthaft eine Antwort zu erwarten. Alles was Rebekka weiß, ist, dass ihre Enkelin beim Nachrichtendienst arbeitet und irgendwo auf dem Sinai stationiert ist. Mehr darf sie auch nicht wissen. Nicht einmal so harmlose Einzelheiten wie die Lage der israelischen Militärbasis auf einem baumlosen Kalksteinbergkamm, geschweige denn weniger Harmloses wie ihren Posten in der unterirdischen Anlage zum Abhören der ägyptischen Truppenkommunikation.

Leila greift nach der Tüte mit Erdnüssen, reißt sie auf und schüttet sich eine Handvoll in den Mund. Sobald sich die Zähne an die Arbeit machen, meldet sich ihr Schuldgefühl. Auch sie hat schon viereinhalb Kilo zugenommen und sollte wirklich, abends wenigstens, aufhören zu fressen. Also keine weitere Kalorie mehr heute Nacht, verspricht sie sich. Besser, sie putzt sich die Zähne und geht heiß duschen. Das wird sie beruhigen und endlich schlafen lassen.

Leila zieht ihre Clogs an, holt Waschbeutel, Handtuch und ihr »Smiley«-T-Shirt, schlurft zum Waschraum für Offizierinnen. Drinnen ist Licht an. Sie lässt den Waschbeutel gegen die Tür schlagen, um Skorpione und Eidechsen aus den feuchten Ecken zu scheuchen. Soldatinnen schleichen sich ebenfalls ab und zu hierher. Das Wasser ist genauso heiß, die Duschköpfe sind genauso verstopft, nur sauberer ist es hier, da die Duschen von nur wenigen benutzt werden. Leila legt den Beutel auf die Ablage über der Waschbeckenreihe und hängt Handtuch und T-Shirt an einen Haken. Wie immer, ist es nachts saukalt. Während sie die Zähne putzt, hört sie die Tür quietschen. Herein kommt Sarit, mit Waschbeutel und Handtuch. Um diese Uhrzeit! Sarit scheint so überrascht zu sein wie sie, genauso pikiert. Beide nicken kurz und kümmern sich dann nicht weiter um einander. Leila fragt sich, ob die CHEN-Offizierin (hebräische Abkürzung für Frauenkorps) auch nicht schlafen kann, oder ob sie immer so spät duscht, um die erzwungene Intimität der Gemeinschaftsduschen zu vermeiden. Sarit schlüpft aus ihrer Uniform. Dürr wie ein Kartoffelchip, schmale Taille, Twiggy-Busen ... Die hat bestimmt nicht ein einziges Gramm zugenommen! Leilas Blick in den Spiegel folgt der nackten Offizierin. Sarit stellt sich unter die stärkste, heißeste Dusche und schäumt ihr Haar mit Antischuppen-Shampoo ein. Wenn sie nur wüsste, was sie verbirgt ... Leila hängt der Frage nach, die sie schon während des Offizierslehrgangs hätte stellen sollen, sich aber nicht getraut hat.

Den beiden Kadettinnen waren zwei nebeneinander liegende Toilettenkabinen zugewiesen worden – mit der Aufforderung, für eine Extra-Untersuchung Urinproben abzugeben. Leila erschrak, als zu ihren Füßen, unter der Trennwand, ein leerer Pappbecher hindurchgereicht wurde. Die Nachbarin bat flüsternd um ein paar Tropfen. Ohne lange nachzudenken, teilte Leila, was sie hatte – und schüttete exakt die Hälfte ihres Urins in Sarits Becher, bevor sie ihn auf demselben Weg wieder zurückschickte. Und erwartete, dass Sarit ihr später erklären würde, warum sie nicht ihren eigenen Urin abgeben konnte. Von Sarit aber kam nichts und Leila war zu höflich, um nachzufragen. Offen gesagt, war sie von Sarits dominanter Persönlichkeit viel zu eingeschüchtert gewesen und ihr bis zum Ende des Lehrgangs lieber aus dem Weg gegangen. Nach dem Abschluss mussten beide verdutzt feststellen, dass man sie auf dieselbe Sinaibasis beordert hatte. Ihre Beziehung dort blieb steif und unbeholfen.

Leila schrubbt sich ausgiebig die Zähne – in der Hoffnung, Sarit werde es, durch ihre Gegenwart ähnlich unangenehm berührt wie sie, bei einer kurzen Dusche belassen und gleich wieder gehen. Sarit aber scheint es nicht eilig zu haben und Leila fängt an, sich um das Duschwasser zu sorgen: Wenn sie noch lange macht, hat sie bald das heiße Wasser der gesamten Basis verbraucht! Leila streift ihre Uniform ab und steuert, vor Kälte zitternd, auf die Dusche mit dem größten Abstand zu Sarit zu. Das Wasser ist zwar heiß, die Düsen aber dermaßen verstopft, dass, egal wo sie steht, nur eine Körperhälfte etwas davon abbekommt, während die andere der Kälte ausgesetzt bleibt. Sie wäscht die Haare, seift sich von Kopf bis Fuß ein und wischt sich den Sand hinter den Ohren, unter den Brüsten, zwischen den Pobacken und aus ihrem Bauchnabel hervor. Kaum zu glauben, wie der Sinai sich in jede einzelne Pore stiehlt. Leila merkt nicht, dass das Plätschern unter der anderen Dusche aufhört, und sieht Sarit, in ein Handtuch gewickelt, plötzlich vor sich stehen, die nassen Haare im Nacken zusammengebunden, das Gesicht rot und ernst. Sarits Lippen bewegen sich. Sie sagt

etwas. Zeit, dass sie erklärt, was damals mit ihrem Urin nicht in Ordnung war – oder sich wenigstens für die großzügige Spende bedankt ...

– Was ist? Leila stellt die Dusche ab.

– Was sagen sie im Bunker? Ich muss es wissen. Sarit spricht in resolutem Ton, der keine Widerrede zulässt. Wie ernst steht es mit dem Krieg?

Leila lässt sich Zeit. Sie geht, holt ihr Handtuch, wickelt es sich sorgfältig um. Anders als die Generäle in Tel Aviv zweifeln die Offiziere im Bunker längst nicht mehr an einer bevorstehenden Großoffensive der Ägypter zur Rückeroberung der Sinai-Halbinsel. Wann sie jedoch losgeht, weiß niemand. Es könnte heute Nacht passieren, morgen – oder nächste Woche. Der ägyptische Funkverkehr fließt seit Tagen nur spärlich und stellt die Mannschaft im Bunker vor ein Rätsel. Was ist los mit den Ägyptern? Warum sind sie so schweigsam? Sind sie uns böse oder was? Witze über den Kontrollverlust machen die Runde. Die Offiziere streiten unablässig – und schlafen schlecht.

–Tut mir leid, Sarit, das ist geheim, erwidert Leila und genießt jedes Wort.

Sarit bleibt hartnäckig.

– Aber ich m u s s es wissen! Ich muss die Mädels schließlich organisieren!

– Ich verstehe. Trotzdem: Geheim ist geheim. Du wirst noch rechtzeitig informiert. Sorry.

– Verdammst noch mal, hör auf, dich dafür zu entschuldigen, dass du da bist! blafft Sarit zurück. Du bist Offizierin der israelischen Armee, keine Verkäuferin bei Marks & Spencer. Ich wette, ihr Engländer entschuldigt euch sogar bei euren Hunden.

Sarit dreht sich auf der Stelle um und stapft wütend hinaus in die Nacht.

– Wir haben keinen Hund, gluckst Leila hinter ihr her. Diese kleine Runde wenigstens hat sie gewonnen ...

Sie trocknet sich ab, zieht das »Smiley«-T-Shirt über, nimmt ihre Sachen und geht zurück in ihre Stube. Bei Sarit ist Licht. Sie hat es tatsächlich hingekriegt, ein Zimmer für sich zu bekommen, diese Einzelgängerin – eine Sorte, die man beim Militär nicht besonders schätzt. Bei der Vorstellungsübung zu Beginn des Offizierslehrgangs beschrieb sie sich als eine, die bedenkenlos das letzte Stück Kuchen vom Teller nimmt. Leila kriecht ins Bett. Ihr Blick bleibt auf Dalis »Paar, die Köpfe voller Wolken« über ihrem Spind hängen. Sie möchte für ihr Leben gern wissen, wo Ariella die Nacht verbringt! Um wie vieles leichter teilt ihre Freundin offenbar den Inhalt eines Päckchens als ihre Gefühle! Leila knipst das Licht aus. Der Himmel hinter dem Fliegengitter am Fenster wird langsam blau. Bei Sonnenaufgang werden die Ägypter nicht angreifen, sie würden sonst geblendet, hat Micha gesagt. Ob sie noch mal Gelegenheit haben werden, miteinander zu schlafen – bevor der Krieg ausbricht? Leila schließt die Augen. Das Dali-Poster wird sie in der Stube zurücklassen, für ihre Nachfolgerinnen. Auch den Stahlhelm am Fenster, der als Topf für den Kaktus dient. Er war bereits da, als sie einzog. Sie sagen, er habe einem fliehenden ägyptischen Offizier im Sechs-Tage-Krieg gehört. Sie dreht sich auf die andere Seite. Was, zum Teufel, macht sie hier, in dieser wiederverwerteten Kriegslandschaft – während ihre alten Schulfreunde in London in die »Rocky Horror Picture Show« gehen?

Leila kann nicht einschlafen. Hunger übermannt sie. Nein, sie wird der Versuchung nicht nachgeben. Am besten liest sie ein paar Seiten, dann wird sie schon eindösen. Wo hat sie nur das verdammte Buch hingetan? Leila knipst die Nachttischlampe wieder an. Sie steht auf und fällt über Ariellas Päckchen her. Ihre Diät wird bis nach dem Krieg warten müssen.



Die Autorin dankt der Stiftung »Zurückgeben« für die Unterstützung.

Aus dem Englischen von Kirsten E. Lehmann

Kirsten E. Lehmann arbeitet als Übersetzerin und Lektorin in Köln.



MOHAMMAD MATROUD



geboren 1970 in Kamischli, ist ein syrischer Dichter und Literaturkritiker. Er hat Pädagogik studiert und schreibt Kultur- und Literaturbeiträge für renommierte arabischsprachige Zeitungen und Online-Magazine. In den 1990er Jahren organisierte er in seiner Heimatstadt eine Poesiebiennale und einige Poesiefestivals. 2013 kam er mit einem Stipendium der Heinrich-Böll-Stiftung nach Deutschland. Er lebt heute in Köln, wo er 2016 ein »Festival des Gedichtes« (Mihraschan Al Kasida) für syrische Dichter*innen in der Diaspora ausgerichtet hat. Bisher sind fünf Gedichtbände und ein Buch über syrische Lyrik von ihm erschienen.

MEINE SIEBEN KRIEGE MIT DEM VERGESSEN

Mein erster Krieg mit dem Vergessen

Wie konnte ich das Messer vergessen neben deiner gelähmten Hand, unfähig, den Apfel des Lebens zu greifen.

Und nicht wissen, dass Messer, die auch im Nichts glänzen, fähig sind, zu töten.

Und nicht darauf achten, dass das Messer ein Instrument des Todes ist mit einem hohen Wert auf dem Markt alter Kriege.

Warum beharre ich dennoch auf deinem Überleben in dieser Welt aus Staub.

Mein zweiter Krieg mit deinem Gesicht

Wie es erstrahlte im Weiß des Verbandes im Krankenhaus, es wurde durchsichtig wie Glas.

Ein ganzes Leben in Sekundenlänge.

Dein Gesicht starb nicht. Es lebte wie die Helden der Erzählungen, stark, liebevoll und sehr empfindsam mit zwei Händen; mit der einen schlug es und mit der anderen sorgte es sich um die Herzen der Verwundeten der letzten Schlacht. Eine Beruhigung, die deiner großzügigen Hand glich. Das genügt mir, um die Nachricht deines Überlebens zu verfolgen und diese Welt aus Staub trotz allem neu zu lieben.

Mein dritter Krieg mit dem Duft

Wie finde ich bloß einen einzigen Heilpflanzenhändler, der gute wie böse Kräuter in einer Flasche zieht, um Gift aus deren Duftessenz herzustellen. Gift ist der Gnadenschuss für den besiegten Helden in der Geschichte. Die Welt kann nicht bestehen, ohne dass die Mutigen ihr Leben beenden, wenn ihre Angebetete durch die Hintertür des Krieges in ihr Verderben gleitet. Das Leben ist plötzlich mangelhaft und steuert auf das Ende zu. Der Dufthändler ist dann eine Gnade. Sein duftendes Gift eine Freude. Wie kann es anders sein? Denn du stirbst in gnädigen Händen, schmerzfrei. So wie alle Helden, Bäume und Wasserquellen zu Tale fließen.

Es ist sinnlos –

Ein Held ohne die Hand der Heldin. Im Kino wie im weiten Garten der Erinnerungen.

Mein vierter Krieg

mit dem Haus, der Straße, den Vierteln und Gässchen, mit den Söhnen der Nachbarn und ihren Töchtern. Mit den wandernden Händlern, den Busfahrern und den Schuhputzern.

Und schließlich mit dem Land; ein Land, das mich beißt. Und seine Zähne in meine Seele versenkt, so dass das Leben nicht sein kann ohne diese tiefen Tätowierungen. Und diese Zähne, die wie Steinchen eines Amuletts an mir kleben bleiben, um mich vor dem bösen Auge und den Kriegsgräueln zu beschützen. Ich erwähnte dich nicht, da du die Schöpferin der Bilder und des Öls bist, das ich ins Feuer der Erinnerung gieße.



Wenn ich mich an den braunen Sarg erinnere, an das weiße Erz und das heilige Buch mit den Liedern. Selbst die Kinder, die aus diesem Buch für den Frieden deiner Seelen sangen, wurden zu Wachsfiguren, und ihre Seelen flogen zum nahen Friedhof. So ist der Krieg. So ist er. Blass und lang. Ich meine jenen Krieg, der dich mitnahm, um von seinem Pferd in die Arme eines unreinen Feuers zu fallen.

Mein fünfter Krieg

mit den Unglücksschmiedern, meinem Vater und meiner Mutter, mit den Genossen des Blutes und der Erde. Ich lernte von ihnen das Leben. Ein Leben, das zumindest als nicht schlecht galt, bis die Wolken auf mich und auf sie herabfielen. Als ich beim Überqueren einer angelehnten Tür anfang, nicht mehr zu unterscheiden, ob ich nun beim Hinein- oder Hinausgehen war. Mein Vater brachte mir bei: Das Leben ist dein Lehrer, und er log. Und er sagte: Fürchte dich nicht vor dem Schicksal, das dir vorbestimmt ist. Und ich fürchtete mich. Bis ich seine Samenzelle und die Eizelle meiner Mutter verfluchte. Wäre nur sein Sperma anderswo geblieben, und die Eizelle meiner Mutter verdorben.

Im Krieg vergisst die Mutter ihren Säugling. Der Vater fängt an, ein Lied über die Niederlagen zu schreiben. Für mich, den eine Wirklichkeit ohne deine Hand verdrießt, wird das Land eng, ein Land, das seine Apokalypse durchlebt und im Augenblick nur sein großes Feuer. Ein viel zu großes Feuer für dich, für mich und für das Schullied, das uns die hohen Ziele unserer Existenz lehren wollte. Der Krieg kennt keine Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist, wenn Du hier bist und nicht dort. Niemals. Die Hölle ist dort.

Mein sechster Krieg

mit der Straße, jener, die zu deinem Haus führt, und die schnell erstarb, als ihr deine Schritte fehlten, beladen mit reinen Seelen. Als Menschen und Häuser auf sie fielen, konnte sie uns nicht mehr ertragen. Wie hätte sie anders können? Bis gestern spielten hier Jungen Fußball und Mädchen flanierten, vor ihnen ihr Duft und hinter ihnen die Zungen des Begehrens. Und Bäume, die Geheimnisse hüteten und Lieder, die so schnell waren wie Autos und Winken und Abschiede und hastige Küsse und viele andere Dinge... Bis ich diese Straße, deine Straße, in meine Tasche einpacken musste wie ein Leichentuch. Und mit ihr all die Grenzen mit ihren Gitterzäunen und ihren Minen und Wäldern und den unendlichen Fallen für Mensch und Tier überquerte. Die Straßen sind wie wir. Wer sie vernichten will, beginnt mit der Zerstörung ihres Gedächtnisses.

Mein siebter Krieg

mein letzter, ist wie der Krieg, dessen Maschinerie sich weiter dreht und alles zermalm. Auch die Erinnerungen. Wie kannst du über eine Bestie sprechen, die dich bewohnt, und die dir den Mund zuhält mit jenem Knebel, den man Toten in den Mund schiebt. Und das Wort, das gesprochen wird – wenn es überhaupt herauskommt – jenem Feuer gleicht, das die eigenen Kinder gefressen hat und noch fressen wird.

Mein Krieg mit mir selbst. Und ich bin ihm ebenbürtig.

Schiebt eure Waffen auf die Seite. Ich will einen fairen Kampf. Damit ich das beende, was ich mit dem Vergessen angefangen habe. Und was ich geworden bin. Dann verstecke ich meine Geschichte mit dir in den Tiefen meiner Brust für die Ewigkeit. Denn warum ließ ich das Messer, dieses Instrument des Krieges, neben dir liegen. Und achtete nicht auf die Erinnerungen, die sich bemühten, mich wach zu rütteln. Damit ich den plötzlichen Tod eines ganzen Landes verhindere, dieses Land, das du bist.

Du, die Große, die Erhabene, die zu den Quellen zurückkehrt.

Was für ein Mörder der Erinnerungen bin ich.



Übertragung aus dem Arabischen: Kaouther Tabai

IMMER ÄRGER MIT KARL MARX

1

Parteiveranstaltungen ohne dich sind geistlos und öde.
Dafür kann natürlich die Kommunistische Partei nichts.

2

Dein Vater, der Kommunist, redete darüber, wie das Volk die Macht ergreifen wird. Ich aber überlegte,
wie ich dir einen Kuss rauben kann,
um nicht traurig und einsam nach Hause zu gehen.

3

Dir zuliebe

habe ich so einiges ausgehalten:

die Heucheleyen der Genossen,
die Scherereien mit Marx und Lenin
und dazu noch

acht Bände »Das Kapital« lesen zu müssen,
in einer einzigen Nacht,

um deinen Glauben an mich

als einen Aktivisten höchsten Ranges

nicht zu zerstören.

Kaouther Tabai wurde 1964 in Tunesien geboren und lebt seit 1983 in Deutschland. Sie studierte in München Informatik und arbeitet im Software-Bereich. Sie schreibt auf Arabisch und Deutsch und übersetzt vom Deutschen ins Arabische und umgekehrt. So übersetzte sie u.a. Gedichte des oppositionellen syrischen Dichters Fwaz Kadrie. Auf Deutsch erschienen bislang ihre Erzählbände »Das kleine Dienstmädchen« (2004) und »Jasminknospen« (2015). Zur Zeit arbeitet sie an der Übersetzung des Romans »Die Tagebücher eines Juden aus Damaskus« von Ibrahim Aljabin.

PANZER

Irgendwann sind die Panzer müde
und dann finden sie keinen Baum,
unter dem sie rasten könnten.

Der Panzer hatte keine einzige Granate abgefeuert.
Plötzlich machte er kehrt und fuhr
zurück zum Basislager am Stadtrand.
War ihm etwas eingefallen?
Hatte er etwas vergessen?

Der Panzer feuert
und feuert und feuert und feuert
und kommt schließlich enttäuscht wieder zurück.
Die verwüsteten Häuser halten sich noch immer
hochmütig aufrecht.

Ich binde den Tod an diesem brennenden Panzer fest.
Dann können die Kinder in meinem Land frei spielen
unter den Wolken und Bäumen.

Der Panzer erinnert sich nicht an das bombardierte Haus.
Eisen hat ein sehr
schlechtes Gedächtnis.



LEOCADIE UYISENGA

wurde 1986 in Ruanda geboren und wuchs dort auf. 2002 zog sie nach Madrid, wo sie bis 2014 lebte und mit dem Schreiben begann. 2013 erschien dort auf Spanisch ihr erstes Buch, der Roman »Amarte después de haber amado«. Seit 2014 lebt sie als Schriftstellerin, Drehbuchautorin, Regisseurin und Schauspielerin in Monheim am Rhein. Ende 2016 entstand unter ihrer Regie der Kurzfilm »Cicatrices disfrazadas del olvido«, in dem sie auch auftritt. Derzeit arbeitet sie an ihrem zweiten Buch, einem autobiographischen Roman mit dem Titel »El legado de mi madre« (dt.: »Das Vermächtnis meiner Mutter«). Darin verarbeitet Leocadie Uyisenga u.a. ihre Erlebnisse aus der Zeit des Bürgerkriegs und Völkermords in Ruanda 1994. Der folgende Text ist ein leicht gekürzter Auszug daraus.

DAS VERMÄCHTNIS MEINER MUTTER (Auszug)

2

Mein schrecklichstes Erwachen

Als ich meine Augen aufschlug, fühlte ich etwas sehr Schweres auf meinem Körper. Ich versuchte meine Beine zu bewegen, aber es gelang mir nicht. Ich lag mit dem Gesicht nach oben und das, was auf mir lastete, lag auf meinem Bauch. Mit einer Hand versuchte ich zu erkennen, was es sein könnte. Ich ertastete den Kopf von jemandem, aber merkte, wie durchnässt er war. Ich bewegte meine Hände in Richtung meiner Augen und erschrak darüber, wie rot sich meine Finger gefärbt hatten. Sofort begann ich zu zittern. Ich hob meinen Kopf und das, was ich sah, war das schrecklichste Bild, das ich bisher gesehen hatte. Ich begann so laut zu schreien, wie ich konnte. Ohne, dass ich die Leiche von meinem Körper schieben konnte, sah ich mich um. Alle meine Freunde waren tot.

Ich schrie und schrie und schrie. Ich erinnerte mich an nichts. Nicht einmal daran, wann all das passiert war. Das Letzte, an das ich mich erinnerte, war, dass ich mit ihnen vor dem Schlafengehen Birnen gegessen hatte, dabei irgendeinen Blödsinn erzählte, und ihnen hin und wieder ein Lächeln entlockte. Einige Meter von mir entfernt hörte ein junger Mann meine Schreie. Es dauerte nicht lange, bis er mich fand. Als ich ihn mit einem Sack und einer Machete sah, folgerte ich daraus, dass ich kurz davor war, mich meinen toten Freunden anzuschließen. Ich hörte auf zu schreien, aber ich schaffte es nicht, auch meine Tränen zu unterdrücken. Das Erste, was er tat, war sich mir zu nähern und mich unter dem toten Körper meiner Entführerin hervorzuholen. Mein ganzer Körper war voller Blut. Ich konnte meine Beine nicht mehr bewegen, weil sie eingeschlafen waren, aber er schliff mich zu einer Stelle, die nicht voller Blut war, und setzte mich dort hin.

– Töte mich nicht, bitte, ich bin keine Tutsi, ich bin eine Hutu, ich schwöre es dir. Ich schwöre es auf die Bibel – sagte ich weinend.

– Hab' keine Angst, Kleine. Ich werde dich nicht töten, ich bin kein Mörder.

– Aber du trägst eine Machete.

– Das ist nur Tarnung, damit alle denken, dass ich auch mitmache. Man hat uns gesagt, dass alle erwachsenen Männer töten müssen, ansonsten blüht ihnen eine große Strafe. Deswegen gehe ich auf eigene Faust los. So kann mich niemand dazu zwingen etwas zu tun, das ich nicht möchte. Ich habe sehr gute Freunde unter den Tutsi, für die ich fühle, als gehörten sie zu meiner Familie. Leute wegen ihrer ethnischen Herkunft zu töten, würde bedeuten, dass ich meine Freunde verrate und ich möchte nicht, dass dieses Phantom



mich verfolgt – antwortete der falsche Mörder, während er die Hosentaschen meiner toten Freunde durchsuchte.

– Und tu mir einen Gefallen. Wenn du so tust, als seist du meine kleine Schwester, hör auf zu weinen. Und wenn jemand etwas fragt, sagst du nichts, okay? Ich werde mich um die Antworten kümmern. Außerdem hast du Glück, meine Schwester ist genauso groß wie du.

– Wie heißt dein Viertel? – fragte mich der falsche Mörder.

– Liba. Das ist in der Gemeinde Gishanvu.

Wir kamen an einer Auberginen-Plantage vorbei. Er sammelte einige Früchte auf und steckte sie in den Sack, den er mit sich trug. Wir gingen weiter und stiegen wieder den Berg hinauf. Wir gelangten an einen Wald und durchquerten ihn, bis wir zu den Feldern der Bauern kamen. Ich bat darum, mich setzen zu dürfen und er gab mir einige Auberginen zu essen.

– Was soll ich nur mit dir machen, Kleine? Ich kann dich nicht mit nach Hause nehmen, weil es verboten worden ist, Tutsi zu begleiten. Und wen sie dabei erwischen, dass er jemanden bei sich versteckt, der wird umgebracht. Ich kann dich auch nicht hier lassen, weil du auf einen echten Mörder treffen könntest und ich kann dich nicht zu dir nach Hause bringen, weil das sehr riskant wäre. – sagte er mir, während er mich dabei beobachtete, wie ich die rohen Auberginen aß. – Ich werde dich bis zur Straße begleiten. Ich zeige dir die Richtung, in der es zu deinem Zuhause geht. Und wenn du wirklich eine Hutu bist, sag den Leuten, die dich fragen, wenn du in die Nähe deines Dorfes kommst, den Namen deiner Eltern und die komplette Adresse. Sicherlich wird jemand dich oder jemanden aus deiner Familie wiedererkennen und zu deinen Eltern bringen. Und wenn du eine Tutsi bist, verstecke dich so gut du kannst. Fang nicht wieder an zu weinen und lass nicht zu, dass die Leute dich sehen.

Nachdem er mich mit dieser Unterhaltung beruhigt hatte, nahm er mich an die Hand und wir gingen los. Wir liefen eine Weile, bis wir an der Straße ankamen. Die Sonne ging bereits

auf und es waren schon Menschen auf der Straße. Gerade als wir ankamen, kam uns einer seiner Freunde auf seinem Fahrrad entgegen.

– Hallo Doktor, deine kleine Schwester ist ja schon eine richtige Frau! Bald werde ich um ihre Hand anhalten. – rief der Freund, ohne von dem Fahrrad abzusteigen.

– Oh Kleine, den Leuten wird schnell auffallen, dass du nicht meine Schwester bist und wir werden Probleme bekommen. Ich muss dich hier schon verlassen und es ist Zeit, dass du alleine weiter gehst. Denk daran, hab keine Angst. Der Rosenkranz wird dich beschützen. Nimm das, es sind die tausend Francs, die ich von deinen Paten genommen habe. Es gibt immer Leute, die Brot und Erdnüsse auf der Straße verkaufen und wenn du Hunger bekommst, kauf dir was.

– Bitte lass mich nicht alleine. Nimm mich mit, aber lass mich nicht alleine. – sagte ich unter Tränen.

– Ich kann dich nicht mitnehmen. Es ist nicht so leicht, wie es aussieht.

– Ich habe so große Angst. Ich habe so große Angst. Ich will nicht sterben. Glaub mir, ich bin eine Hutu.

– Ich glaube dir ja. Aber wir können es nicht beweisen.

Ich ging und ging, ohne die Aufmerksamkeit von jemandem zu erregen. Ich hatte damit große Mühe, da ich mich noch nicht ganz von dem Ertrinken in jenem Fluss erholt hatte und fühlte einen Schmerz in einigen Teilen meines Körpers. Aber ich tat so, als wäre nichts geschehen und ging unermüdet weiter.

Der Abend legte sich über mich. Ich kam zu einer Straßengabelung. Das brachte mich ein wenig aus dem Konzept, weil mir der falsche Mörder nichts davon gesagt hatte. Jetzt war ich mir nicht sicher, wo ich weitergehen sollte. Bevor ich mich entscheiden konnte, welchen Weg ich nehme, hörte ich die Gesänge einer Gruppe von Menschen. Sie kamen mir auf einer der Straßen entgegen und die Texte ihrer Lieder handelten

NIEMALS

Niemals lass ich das Gedicht drucken,
das ich über dich schrieb,
aus Angst,
Zeitungsredakteur und Leser
könnten sich in dich verlieben.

SYRIEN

Mein Koffer ist gepackt.
Mira ist auf meinem Arm,
während ich in diesem fernen Land warte
und weil die Welt sich dreht,
erreichen wir eines Tages Syrien.

vom Ausrotten der Tutsi. Ich verstand das als ein Zeichen und entschied mich für die andere Straße.

Es ging bergauf. Ich war sehr müde, was mich daran hinderte, schnell zu gehen. Die Straße führte mitten durch einen anderen Wald und bevor es Nacht wurde, betrat ich ihn und ging ein Stück weiter, auf der Suche nach einem Ort, an dem ich mich verstecken und ausruhen konnte. Unter einem Dornenbusch schien es mir sicher und unter Schwierigkeiten krabbelte ich hinein und legte mich hin. Ich fühlte die Stiche von seinen Dornen, aber das machte mir nichts aus. Ich hatte große Angst vor Insekten, obwohl meine größte Sorge eine andere war: nämlich die, dass jemand mich hier finden und mir den Kopf abschlagen könnte. Ich blieb die ganze Nacht dort. Ich machte kein Auge zu. Ich drückte den Rosenkranz ganz fest, während ich an meine Eltern, meine Brüder, meine Tutsi-Freunde aus dem Wald, ihren Tod, den falschen Mörder, das Ertrinken und den Abschied dachte. Ich erinnerte mich an jedes ihrer Worte und an jedes Gespräch, das ich mit jedem von ihnen geführt hatte. Obwohl ich mich in meinen Gedanken ablenkte, kam mir die Nacht sehr lang vor. Schließlich dämmerte der Morgen.



Übersetzt aus dem Spanischen von Linda Marie Bock

Linda Marie Bock ist literarische Übersetzerin und aktuell Lehramtsstudentin für Spanisch und Deutsch an der Universität zu Köln.





wurde 1955 in Belgrad geboren. Beide Eltern sind Musiker, der Vater Rom, die Mutter Serbin. Seine Kindheit verbrachte Nikolić auf Reisen mit den Eltern, dann in einem Roma-Viertel in der Kleinstadt Čačak (Serbien). Seine ersten Gedichte veröffentlichte er 1977. 1999 emigrierte er nach Deutschland und lebt zurzeit in Köln. Er arbeitet als Lyriker, Dramatiker, Kolumnist, Kabarettist und Songtexter. In deutscher Sprache sind erschienen: »Zimmer mit Rad. Gedichte und Prosa« (2004), »Seelenfänger, lautlos lärmend« (2011) sowie »Weißer Rabe, schwarzes Lamm« (2006), das 2011 Kölns »Buch für die Stadt« war, sowie »Das Orchester der Frauen, die mich verlassen haben« (2016).

SCHENK MIR DEIN HERZ

Über den Karneval kann man nicht schreiben, man muss ihn leben – sagt mir Martin, gerade erst aus Neapel zurückgekehrt, während er sich die Nasenspitze rot anmalt. Man muss in den üppig geschmückten Kölner Rosenmontagszug eintauchen, sich in den Kneipen quetschen, während die berühmte Kölner Karnevalsband De Höhner singt »Schenk mir heut' Nacht dein ganzes Herz nana-nana-nana-na.« Aus der Anlage dröhnt es so sehr, dass die Schaumkronen auf dem frisch gezapften Kölsch in den Gläsern, der unausweichlichen Requisite in der Hand, vibrieren. Alle wippen mit dem Fuß und tanzen auf der Stelle, die Prinzessinnen und Marienkäfer, Köche und sexy Polizistinnen, Pandas und Fledermäuse, und grölen auswendig jeden bis zum Gehtnichtmehr wiederholten Karnevalsschlager mit. Es ist noch nicht mal Platz für eine Stecknadel, weder in den Ohren, noch auf dem Boden.

Meinen ersten Maskenball (üb)erlebte ich 1962 im Hotel »Zvezda« in Vrnjačka Banja, einem kleinen Badeort in Serbien. Auf der Tanzfläche tanzte ich Bossa Nova oder Foxtrott mit meiner Schwester. Ich erinnere mich noch, dass mich im Zug ein waschechter Löwe zu Tode erschreckt hat; fast wäre ich in Ohnmacht gefallen. Vergeblich zeigte mir ein Kollege aus dem Orchester meines Vaters, dass das nur ein Mensch war, der mit einem Löwenfell auf dem Rücken auf allen Vieren lief und durch eine gewöhnliche Konservendose, die er sich in den aufgesperrten Mund geklemmt hatte, fürchterliches Gebrüll ausstieß. Er packte ihn am Schwanz und forderte mich auf, dasselbe zu tun, um die Angst zu besiegen.

Blöder Schwanz, das fehlte mir gerade noch... ich glaube, ich landete unter dem Tisch und klammerte mich am Zipfel von Mamas Ballkleid fest. Dieses Erlebnis hat mich derart traumatisiert, dass ich mir bis heute nicht sicher bin, ob nicht gewisse Menschen – was man an vereinzelt Gesichtern bereits ablesen kann – in Wahrheit kostümierte Tiere sind. Bis heute schaue ich mir diskret ihre Kostüme an. Ich suche nach den verborgenen Reißverschlüssen.

Feierlichkeiten vom Typ des Karnevals sind nicht strikt an das Christentum gebunden, es gab sie schon im alten Rom. Die Herkunft des Karnevals liegt wahrscheinlich im römischen Festival der Saturnalien, die noch älteren griechischen, dionysischen Bräuchen nahestehen. Dennoch muss man daran erinnern, dass Karneval unmittelbar vor der österlichen Fastenzeit stattfindet, daher der Name (Carne vale – Fleisch, lebe wohl). Für die Zeit des Karnevals wird im Serbischen der Ausdruck »mesojeđe« (»das Fleischfressen«) verwendet.

Die ersten Karnevalsfeiern fanden in Italien statt und breiteten sich von dort nach Spanien, Portugal und Frankreich aus. Von Frankreich kam die Tradition ins Rheinland und nach New Orleans in Amerika. Von Spanien und Portugal breiteten sich die Bräuche nach Südamerika aus.

Man muss sich einfach hineinfallen lassen; das ist ja schließlich Karneval, das fröhliche Karussell sinnlicher Genüsse, Hedonismus, ob jener der Bacchanalien und Dionysien oder der Saturnalien. Alles Wichtige ist heute unwichtig. Und umgekehrt. Die Feuerwehrhelme und die drei Musketiere.

Sie besteigen uns und schneiden uns die Krawatten ab, als würden sie uns kastrieren, begleitet vom Gekicher unserer außer Rand und Band geratenen Kollegin, die ansonsten steif und gehemmt ist, während sie täglich durch die kafkaesken Gänge unseres Bürogebäudes schreitet. Man mag sich um Gottes Willen nicht vorstellen, was passieren würde, wenn man sie am nächsten Arbeitstag fragen würde: – Was war da noch mal los in jener Nacht? Man würde auf der Stelle in ihrem Blick erstarren und zu einer Wachsfigur wie bei Madame Tussauds werden. Oder eine Anzeige wegen sexueller Belästigung kassieren. Denn mit dem Abschluss des Karnevals endet der Zauber des Schminkens und Verkleidens als Urbedürfnis des Menschen, einmal im Jahr kurz seine eigene Gesichtsmaske loszuwerden. Glitzermaske, Manga-Maske, Goldfedermaske. Venezianerin.

Der Karneval im Rheinland beginnt traditionell am 11. November um 11 Uhr 11. Nach einer Reihe von Sitzungen, wie die Rheinländer ihre karnevalistischen Zusammenkünfte in Stammkneipen nennen, kommt der verrückteste Teil, der Straßenkarneval. Der erste Kölner Rosenmontagszug fand 1823 statt, heute defiliert der über sieben Kilometer lange Zug länger als fünf Stunden durch die Straßen der Domstadt. Der Straßenkarneval dauert tagelang. Es werden Karnevalslieder gesungen, das Bier fließt in Strömen, es wird geküsst, was wie immer auch ein Aufruf zu allem anderen ist. Daher ist es verständlich, dass Fachleute jedes Jahr über eine Million Einwohner und Touristen warnen, dass Karneval und Kondome miteinander einhergehen.

Beim Karneval verbirgt man hauptsächlich sein Gesicht. Der Körper kann tun, was er will. Die Kostüme bilden sowohl Überfluss als auch Mangel ab. Das Tragen von Masken in Köln zu Zeiten des Karnevals war eine Art des Spottes gegen die Mächtigen, die Spieler, den Luxus. Andererseits ermöglichten diese Feierlichkeiten allen Bürgern ungeachtet der Klassenunterschiede und Zugehörigkeit, Kontakt aufzunehmen, miteinander zu verkehren und Spaß zu haben, ohne sich dabei Sorgen über mögliche Strafen machen zu müssen.

Die Masken dienten den Karnevalisten, ihre wahre Identität zu verbergen, ohne sich selbst am nächsten Tag zu kompromittieren, wenn es galt, das Leben nach feststehenden gesellschaftlichen Normen fortzusetzen.

Vereinfacht gesagt war der Karneval ein gesellschaftliches Ventil, durch das man seinen freien Willen ausdrücken konnte, eine Möglichkeit, sich wenigstens für kurze Zeit von schweren gesellschaftlich-moralischen Zwängen zu befreien, ein Festival, auf dem allen alles erlaubt war, und vor allem eine Möglichkeit, bei der jeder unter seiner Maske sein »wahres« Gesicht zeigen konnte.

Hinabgleiten wie auf einer Rutsche, um von Schnauzbärten und Bärten der Mandarine, Backenbärten, Netzstrümpfen und Strumpfbändern in Empfang genommen zu werden. Funkenmariechen werfen Rosen unter Volk. Goldene Zylinder, jakobinische Dreispitze, napoleonische Mützen, gehörnte Wikingerhelme. Grenadiere im Gleichschritt mit dumpfen Paukenschlägen begleitet von zischendem Trommelwirbel. Ritter und Vampire, Pharaonen und Charleston-Damen. Die Piccoloflöten zwitschern in höchsten Tönen und werden vom *crash* der Handzimbeln eingeholt. Harlekiner, Sombreros, Wachsnasen und schwarze Zähne. Dahinter in karnevalistischer Brüderlichkeit Matrosen und Piraten, Katzen und Mäuse, Cowboys und Indianer, Wölfe und Schafe, Räuber und Gendarmen, Priester und Transvestiten, Engel und Dämonen, Jungfrauen und Freudenweiber, alle sind versöhnt hier inmitten der paradiesischen Karnevals-Suite. Die Gemeinschaft der Verschmelzung von Gegensätzen zu einem einzigen langen Leib

ALEPPO

1

Ich lege meinen Kopf auf das Herz der Zitadelle,
um einzuschlafen.
Ich lege die Zitadelle in mein Herz,
damit sie einschläft.
Vergewissere dich, wenn du die Stadt verlässt,
dass du den Thymian, die Seife und die Fotos der Märtyrer
eingepackt hast.
Den Duft der Eukalyptusbäume,
den Geruch des Schießpulvers im Park
und die Küsse der Verliebten,
die getötet wurden
in der Mensa der medizinischen Fakultät
oder hinter den Studentenwohnheimen.
Vergewissere dich, wenn du gehst,
nichts vergessen zu haben.

Auf dem Tisch im Café
oder dem Holzstuhl
am Saadallah Al-Jabiri Platz
vor dem Touristenhotel,
wo du auf einen Freund wartest.
Da sei sicher,
etwas zu vergessen
um zu ihr, der Stadt, zurückkehren,
weil sie Aleppo ist.

2

Ein altes Bild von mir in Aleppo,
am Saadallah Al-Jabiri Platz.
Hinter mir Bäume
und das Postamt.
Der Fotograf hat die Studentin nicht bemerkt,
die gerade aus dem Sammeltaxi ausstieg
und davoneilte,
denn sie kam zu spät zu einer Verabredung.
Ein altes Bild von mir in Aleppo,
am Saadallah Al-Jabiri Platz.
Hinter mir Bäume und das Postamt
und das Parfüm der Studentin, die sich verspätet hatte.

3

... und Aleppo war so nah.
Wann immer ich mein Fenster öffnete,
hörte ich sowohl die Stimmen der Passanten
im alten Al-Manshiya-Viertel
als auch die Zugpfeife am Bahnhof der Bagdadbahn.
Aleppo ist nah.
Ich bin es, der weit weg ist.

einer städtischen Straßenschlange. Bis zur Erschöpfung, bis zur Schmerzgrenze, lange – aber vereint!

Rosenmontag 2001 werde ich nie vergessen. Mein damals zweijähriger Sohn und ich kamen mit einem völlig leeren Zug aus Aachen nach Köln zurück. Ich hielt seine Kotztüte. In Düren stieß eine Gruppe dunkelhäutiger Jugendlicher mit großen Stimmen und Körpern zu uns. Am Kölner Hauptbahnhof erwartete uns die unübersichtliche, glühende Lava der Karnevalisten. Leib an Leib, Kostüm an Kostüm. Ich kann mir vorstellen, wie entsetzt sich das Kind, gänzlich unerfahren in derlei Massenansammlungen, in seiner Froschperspektive gefühlt haben muss. Ich setzte es mir auf die Schultern und wartete ab, bis uns der Strom an die frische Luft hinausgetrieben hatte.

Nun galt es, das Taxi zu bezahlen. An der Stelle, wo die Innentasche meiner Winterjacke gewesen war, klaffte ein Loch mit der sauberen Schnittkante einer Rasierklinge. Man hatte mich hereingelegt. Die Jugendlichen afrikanischer Herkunft hatten mich ausgeraubt, während ich mit dem kranken Kind beschäftigt war und die hinter mir aufgehängte Jacke vergessen hatte. Zum Glück hatte ich ein wenig Bargeld in den Hosentaschen. Na also, dachte ich, während meine Ohren vor Schock und Erniedrigung brannten, schließlich hatte ich ja auch Flüchtlingsstatus. Es war zu gewissen Wirtschaftstransaktionen gekommen. Das Geld war, zugegebenermaßen nicht durch meinen Willen, in die Fonds jener geflossen, die es sicher noch viel mehr brauchten, die allem Anschein nach noch weit mehr und schwerer und weiter geflüchtet waren als ich selbst. Aber dennoch: wenn die Schwarzen so weit gesunken sind, dass sie Roma beklauen – man möge mir die politische Inkorrektheit verzeihen – dann ist wohl das Ende der Zeit angebrochen.

Diejenigen, die nicht aus Köln sind und mit einem Kosewort versehen werden – Immigranten, Asylanten, Zugezogene – fügen sich sehr schnell in die karnevalistischen Bräuche ein. Sogar wenn sie kein Wort Deutsch sprechen, sind sie nach einigen Tagen in der Lage, die Refrains populärer Karnevalsschlager, die ausschließlich in der Kölner Mundart verfasst sind, mitzusingen.

Und dann denke ich mir so, wenn es schon politische Satire im Karnevalszug gibt, warum bietet man einer Parade aus Flüchtlingen, Exilanten und Asylanten, Geduldeten und Weiteren nicht auch einen winzigen Zugabschnitt an? Man könnte an Masken und Schminke sparen, sich die Kostüme schenken. Ich stelle mir so, wenigstens am Ende des Umzugs, diese schweigsame Kolonne aus Flüchtlingen und Staatenlosen vor, wie sie ungeordnet schreiten, mit geneigten Köpfen, ohne Rhythmus und ohne Musik. Ich sehe schon vor mir, wie das Volk, wie die Zaungäste diese taube Hochzeitsgesellschaft mit den gerade erst vom Gehsteig aufgelesenen Schokoladentafeln und Seidenbonbons beschmeißen.

Und wenn nach dem Ganzen die Stadt von Stille bedeckt wird, durch die betrunkenes Schnarchen im Chor herüberdringt, wird verlässlich die letzte Gruppe der Karnevalisten durch die Stadt ziehen, die Müllmänner in orangefarbenen Kostümen mit Besen und Bürsten als Requisiten, und den Refrain pfeifen:

– Schenk mir heut' Nacht dein ganzes Herz, schala-lala-lala-la...



Aus dem Serbischen übersetzt von Elvira Veselinović

Elvira Veselinović ist zweisprachig in Deutschland und Jugoslawien aufgewachsen, hat in Köln und Galway studiert, wurde später in Linguistik promoviert. Heute arbeitet sie als freiberufliche Übersetzerin und Sprachlehrerin in Berlin.



I KHLAS ABBIS

geboren in Bagdad, erste fotografische Versuche im Gymnasium. Als Jugendlicher träumte Ikhlas Abbis davon, in Deutschland Fotografie zu studieren. Schließlich studierte er visuelle Kommunikation und Fotodesign bei Prof. Adolf Clemens und Prof. Heiner Schmitz in Dortmund. Als freier Fotograf arbeitet er heute hauptsächlich in Köln für die Stadt Köln, den WDR, den DAAD und andere. Im arabischen Raum ist er zudem als Dozent für Fotografie und Mediendesign aktiv. Auch die meisten seiner Foto- und Filmprojekte entstanden dort.

Förderer von Kunst und Kultur

JTI engagiert sich international als Förderer von Kunst und Kultur. Seit seiner Gründung im Jahre 1999 unterstützt das Unternehmen überall auf der Welt soziale und kulturelle Organisationen und Projekte. In diesem Kontext steht auch das Engagement an den beiden deutschen Standorten Köln und Trier.

JTI ist auch die Förderung literarischer Künste ein großes Anliegen. Dies bestätigt einmal mehr die Zusammenarbeit mit dem Literaturhaus Köln, die seit über zehn Jahren besteht. Im Zentrum der Kooperation stehen seit vielen Jahren die Aktion „Ein Buch für die Stadt“, aber auch die anderen zahlreichen Projekte des Literaturhauses Köln.

JTI unterstreicht durch die Partnerschaft mit dem Literaturhaus seine Verbundenheit mit Köln und den Kölnern sowie der Literatur in ihren vielfältigen Formen.

